

DANIEL DAKUNA

# MEHR

EIN ABENTEUER-ROMAN



100

BUCHVERLAG

# SCHÖN, DASS DU DA BIST

## Willkommen zur Leseprobe von MEHR

Hier könnt ihr die ersten 28 (von 504) Seiten aus dem neuen Buch lesen. Es werden keine Schlüsselmomente vorweggenommen und der Ausschnitt beinhaltet weder die (meiner Meinung nach) lustigsten, traurigsten oder auch emotionalsten Stellen des Buches.

Stattdessen sollen die ersten Seiten eine grobe Idee bezüglich meines Schreibstils geben.

Falls ihr euch in Bezug auf den Buch-Stil oder Inhalt unsicher seid, schreibt mir gerne auf Facebook/Instagram/WhatsApp oder per E-Mail. Ich beantworte gerne sämtliche Fragen zu meinem neuen "Baby". Ganz viel Spaß mit der Leseprobe und vielleicht auch bald mit dem kompletten Buch.

*Daniel Dabura*

DANIEL DAKUNA

# MEHR

EIN ABENTEUER-ROMAN

*Wir Menschen streben oft nach mehr  
Doch was wir vergessen, ist, dass wer  
Stets mehr will, auch Gefahr läuft, zu ertrinken*

**L100**  
BUCHVERLAG

## PROLOG: ZU VIEL

Ich erinnerte mich noch gut an den Tag, an dem ich auf meine Reise aufgebrochen war. Damals wollte ich mehr, ohne zu wissen, was „mehr“ überhaupt bedeutete.

Jede Person, die ich traf, jeder Ort, den ich besuchte und jedes Abenteuer, das ich erlebte: Alles brachte mich genau heute hier an diesen Ort. All die Lagerfeuer, die Freudentränen und selbst die Abgründe, vor denen wir manchmal standen. Ohne sie hätte ich das Mehr nie gefunden. Doch vielleicht wollte ich am Ende einfach zu viel. Vielleicht war ich deshalb gerade dabei, alles zu verlieren.

„Du sollst das vorlesen“, schrie der Mann erneut und kam mit der Pistole einen Schritt auf mich zu. Ich hustete laut und tat, was er von mir wollte.

„Hallo. Mein Name ist Leonard Mehrens. Mir geht es gut und ich bin am Leben. Wenn das so bleiben soll, müsst ihr den Forderungen nachkommen. 200000 Dollar in bar. Falls ihr nicht zahlt, werdet ihr mich“, ich versuchte zu schlucken, doch meine Kehle zog sich immer weiter zu, „werdet ihr mich nie mehr wiedersehen.“

# DIE BERKUTSCHI

*Vicky Leandros – Ich liebe das Leben*

Ich stützte die Ellenbogen auf meiner braunen Cordhose ab und versuchte, das Zittern meiner Beine zu unterdrücken. Während ich auf meine weißen Sportschuhe starrte, ging ich in Gedanken die letzten 28 Jahre meines Lebens durch. War ich an irgendeiner Kreuzung falsch abgebogen, ohne es zu merken? War ich deshalb heute genau hier? Ich erinnerte mich an den Tag, an dem ich damals im schicken Anzug neben meinen stolzen Eltern stand und lächelnd mein Abiturzeugnis in den Händen hielt. Ich dachte, mir würde die ganze Welt offenstehen und hatte einen großen Traum: Ich wollte Pilot werden und durch die Lüfte fliegen. Um mir die Ausbildung leisten zu können, hatte ich beschlossen, eigentlich nur ein Jahr lang am Fließband zu arbeiten. Doch mit jeder Weihnachtsfeier der Firma, zu der ich als Mitarbeiter eingeladen wurde, wurden nicht nur mein Kontostand, sondern auch meine Zweifel immer größer. War es wirklich das richtige, Pilot zu werden? War das die Einbahnstraße, in die ich abgebogen war?

„Leonard Mehrens?“, fragte eine freundliche Frauenstimme, „der Herr Doktor hat sich ihre CT-Auswertung angesehen. Kommen Sie bitte mit.“

Nun würde ich es erfahren und eine Antwort bekommen. Die Antwort auf eine Frage, die mir seit einiger Zeit durch den Kopf ging: Was stimmte nicht mit mir? Warum fühlte ich seit Jahren diese innere Leere?

Ich betrat das letzte Zimmer am Ende des Flures, nahm auf dem bequemen Lederstuhl vor einem rechteckigen Mahagonitisch Platz und machte mich für die Diagnose bereit. Der Arzt trommelte gedankenversunken mit seinen Fingerkuppen auf dem Holz seines

Schreibtisches und schaute abwechselnd in seine Unterlagen und meine ängstlichen Augen. Hatten sie endlich herausgefunden, was mir fehlte?

„Herr Mehrens“, begann er, legte die Akten beiseite und faltete seine Hände ineinander. „Alle unsere Untersuchungen haben keinen Hinweis auf eine Krankheit ergeben. Soweit ich das beurteilen kann, sind Sie vollkommen gesund. Wir könnten noch ein großes Blutbild machen, falls Sie möchten.“

Ich nickte, versuchte mir meine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen, bedankte mich und begleitete die Arzthelferin zur Blutentnahme. Nachdem sie mehrere Ampullen gefüllt hatte, wurde ich gebeten, erneut im Wartezimmer Platz zu nehmen. Sie nannte es eine Vorsichtsmaßnahme, da ich so wirkte, als wäre mir etwas schwummrig. Die freundliche Dame konnte jedoch nicht wissen, dass meine wackligen Beine einen ganz anderen Grund hatten: Ich war gesund. Aber wie konnte ich gesund sein, wenn ich mich nicht gesund fühlte? Eigentlich ging es mir ja gut, aber je öfter ich das Wort „eigentlich“ nutzte, umso klarer wurde mir, dass es das eigentlich nicht tat. Irgendetwas hielt mich schon davon ab, beim Aufwachen voller Vorfreude in den Tag zu starten. Irgendetwas ...

Auf der Suche nach der Ursache hatte ich viele verschiedene Ärzte aufgesucht, doch alle hatten mich für gesund befunden. Das war sie also, meine persönliche Einbahnstraße. Doch gab es wirklich keinen Weg, umzudrehen und dieses Mal richtig abzubiegen?

Mein Blick schweifte durch das menschenleere Zimmer und blieb an dem mit Zeitschriften vollgepackten Tisch hängen. Meine Augen wanderten von Autos zu Fußballern, über prominente Paare bis hin zu Frauen, die anscheinend alle Brigitte hießen, bis sie auf ein *National Geographic*-Magazin trafen, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Auf dem Cover war eine asiatische Frau mit glatter Haut und

hellbraunen Augen abgebildet. Ihr Blick war zur Seite gerichtet und die obere Hälfte ihres Gesichts wurde von einer dunklen Fellmütze verdeckt. Doch der Fokus des Bildes lag nicht auf dieser geheimnisvoll wirkenden Person, sondern auf einem Adler, der auf ihrem Arm saß und in meine Richtung starrte. Er hatte braune Federn mit einigen wenigen weißen Flecken, einen beige-gelben Schnabel und große, schwarze Pupillen, in denen sich die Zimmerlampe spiegelte. *Berkutschis*, hieß es im Titel, *die Adlerjäger der Mongolei*.

*Die Mongolei*, hallte es wie ein Echo durch meinen Kopf. Irgendwie übte dieses Wort eine Magie aus, die mich neugierig machte, obwohl ich nicht das Geringste über dieses Land wusste. Mein Herz begann etwas kräftiger zu pochen. Ich wischte meine schwitzigen Hände an meinem grauen Pullover ab und spürte ein eigenartiges Kribbeln in meinem Magen. Für einen kurzen Moment fühlte ich mich so, als wäre ich in einem anderen Leben selbst einmal einer dieser Adlerjäger gewesen. Meine Mundwinkel zogen sich wie von selbst ein kleines Stückchen nach oben.

Während ich unentwegt das Magazin anstarrte, erinnerte ich mich an meine liebste Kindergeschichte, die mir meine Mutter fast jeden Abend erzählt hatte. Sie handelte vom Adlerkönig Edward und davon, wie er am Ende das wahre Glück fand. Auch, wenn ich an diesem Punkt seiner Geschichte meist bereits eingeschlafen war. Ich sah es fast vor mir, wie meine lächelnde Mutter an meinem Kinderbett saß, mir über den Kopf strich und mich zudeckte. Und dann begann sie mit sanfter Stimme zu erzählen. So, als gäbe es nichts auf der Welt, vor dem ich mir Sorgen machen müsste.

*Es war einmal ein Königreich mit Namen Heraldika. Es lag weit über den Wolken. So weit, dass es von den Menschen versteckt blieb. Hier lebte das Volk der Krummschnäbel unter der Führung des größten und prächtigsten von ihnen: König Edward. Die Krummschnäbel waren von*

Generationen in zwei Klassen unterteilt worden. Der Adel lebte in einem pompösen Schloss und wurde gemäß seinem Titel die Adler genannt. Während die Adler in Wohlstand lebten und blitzsaubere Federkleider trugen, siedelte sich die zweite Klasse um das Schloss herum an. Es war ihr erlaubt, den Schutz der Stadtmauern zu genießen. Aber sie mussten sich im Gegenzug darum kümmern, das Königreich Heraldika mit Nahrung zu versorgen. Daher versammelten sie sich jeden Morgen auf dem höchsten der Schlosstürme, stürzten durch die Wolkendecke hinab und kamen einige Zeit später mit Mäusen zwischen ihren Krallen zurück. Die Adler saßen zur selben Zeit in ihren warmen Sälen und bestaunten die Sonnenaufgänge durch riesige Bogenfenster. Hierbei konnten sie auch den Jägern bei der Arbeit zusehen. Da es für die Adler so wirkte, als würden die Jäger vom Himmel fallen, wurden sie von ihnen spöttisch als die Falken bezeichnet.

Adler und Falken lebten bereits seit Tausenden von Jahren gemeinsam in Heraldika, ohne dass sich jemals jemand von ihnen über die ungleichen Verhältnisse beschwert hätte. Es war für die Krummschnäbel schon längst zur Normalität geworden. Dennoch gab es seit einiger Zeit ein großes Problem, das vielen der Adler Kopfzerbrechen bereitete: König Edward suchte vergeblich nach der großen Liebe. Für ihn selbst war dies nicht weiter tragisch, aber einige der Adler sahen die Thronfolge bedroht und fürchteten eine Revolution. Daher stellten sie König Edward fast täglich fremde Adlerramen vor – in der Hoffnung, dass er sich in eine von ihnen verlieben würde. Zu ihrem Unmut war dies jedoch ein scheinbar unmögliches Unterfangen.

Eines Morgens saß König Edward traurig vor seinem prunkvollen Fenster und schaute den Falken dabei zu, wie sie in Richtung Boden stürzten. Für ihn waren alle Krummschnäbel gleich und sollten die gleichen Rechte haben. Doch von diesem Wunsch war Heraldika weit entfernt, und obwohl er König war, besaß Edward nicht die Macht, das



System der Zwei-Klassen-Gesellschaft zu ändern. Hierfür hätte er die Zustimmung der anderen Adler benötigt. Doch da es den wohlhabenden Adlern gefiel, wohlhabend zu sein, waren Edwards Versuche stets zum Scheitern verurteilt. Er fühlte sich schlecht, da es ihm besser ging als vielen anderen und er suchte krallenringend nach einer Möglichkeit, Gleichheit für alle zu schaffen. An manchen Tagen wog die Last der Schuldgefühle so schwer auf seinen Flügeln, dass er sich sogar wünschte, als Falke geboren zu sein.

Und während all jene Gedanken durch seinen Kopf kreisten, sah er sie. In einer eleganten Bewegung flog sie im Sturzflug an Edwards Fenster vorbei. Ihre Flügel trugen ein kräftiges Schwarz, ihr Rumpf und Schwanz leuchteten königsrot und an ihrem linken Fuß trug sie ein gelbes Lederband. Obwohl Edward sie nur für den Bruchteil einer Sekunde sehen konnte, war es um ihn geschehen. Der König der Adler hatte sich zum ersten Mal in seinem Leben verliebt.

„Bist du verrückt? Du kannst doch keinen Falken zur Königin machen. Völlig ausgeschlossen. Du kennst die Regeln, Edward. Adler dürfen keine Falken lieben.“ Die Adler waren sich einig, und Edward stieß auf genau die Reaktionen, mit denen er gerechnet hatte. Zudem war er sich darüber bewusst, dass sich ein Falke niemals für einen Adler interessieren würde. Aber wie hätte König Edward die Grenzen seiner Liebe nur akzeptieren können, wo er doch so grenzenlos verliebt war?

Von Trauer durchdrungen schloss sich Edward für mehrere Wochen in seinem Zimmer ein und versuchte, einen Weg zu finden, die übrigen Adler von seiner Liebe zu überzeugen. Letzten Endes musste er sich jedoch eingestehen, dass es diesen Weg leider nicht gab. Edward stand vor einer Sackgasse. In seiner Verzweiflung erinnerte er sich an einen Ort, den er aus alten Erzählungen kannte. Ein Ort, den man unter keinen Umständen aufsuchen durfte. Aber in seiner Ausweglosigkeit sah der König keine andere Möglichkeit. Und so verließ er das Schloss

*im Schutze der Nacht und flog in einen nahegelegenen Wald, um dort die Eule Eurenikus zu treffen.*

„Herr Mehrens“, unterbrach die Arzthelferin meine Träumerei, „vielen Dank, dass sie gewartet haben. Sie können jetzt gehen und erhalten ihre Ergebnisse in den nächsten Tagen per Post.“

Ich bedankte mich und schlenderte, noch immer leicht benommen, in Richtung der Bushaltestelle. Mit jedem Arzt, der mir zufrieden zu meiner Gesundheit gratuliert hatte, gab es immer weniger Zweifel. Ich selbst musste der Grund dafür sein, dass etwas nicht stimmte, und vielleicht konnte nur ich etwas daran ändern. Doch wie? Während ich an der Straße stand und nachdachte, wünschte ich mir für einen kurzen Moment, dass ein fremdes Auto anhalten, mir eine Person ihre Hand reichen und es mir verraten würde. Irgendjemand, der mich aus meiner Einbahnstraße herausbringen könnte. Kurz darauf hielt tatsächlich jemand an und öffnete die Tür. Er reichte mir jedoch nicht die Hand, sondern nur meine Fahrkarte.

Ich nahm auf einem der hinteren Sitze im Bus Platz und lehnte mich an ein großes Fenster. Es war ein grauer, regnerischer Frühlingstag. Draußen zogen die tristen Häuserfassaden Frankfurts an mir vorbei und im Innern flog ich in meiner eigenen Traumwelt durch die Weiten der Mongolei. Wie sieht dieses Land wohl aus? Gibt es dort riesige, schneebedeckte Berggipfel, oder leben die Leute in flachen Steppen? Wie geht es den Menschen in der Mongolei? Sind sie glücklich und gibt es wirklich Menschen, die mit Adlern jagen?

Nachdem ich vor lauter träumen fast meine Haltestelle verpasst hatte, entleerte ich – angekommen an meiner Wohnung – den Briefkasten und öffnete die Wohnungstür. Ich legte die Post auf den gefliesten Wohnzimmertisch und ließ mich auf die durchgesessene, bordeauxrote Stoffcouch fallen. Sie war, wie der Rest der Wohnung, ein Erbstück meiner vor einigen Jahren verstorbenen Oma. Wäre sie acht

Jahre nach ihrem Tod plötzlich aus dem Grab auferstanden und zu ihrer alten Wohnung zurückgekehrt, hätte sie sich sicherlich heimisch gefühlt. Vermutlich hätte sie mich gefragt, was dieses komisch leuchtende Ding mit den Antennen neben ihrem Telefonanschluss sei und mich anschließend mit erhobenem Zeigefinger darüber belehrt, dass ein derart großer Fernseher im Schlafzimmer schlecht für die Augen sei. Aber davon abgesehen hatte sich kaum etwas verändert. Warum auch? In meinem Leben gab es keine potentiellen Partnerinnen, die ich beeindrucken wollte, und meine Freunde traf ich meist im Internet. Zu alledem war das ja sowieso nur eine vorübergehende, zweckmäßige Lösung, bis ich irgendwann endlich meine Pilotenausbildung beginnen und von Hotel zu Hotel ziehen würde. Dort oben über den Wolken würde ich meine innere Leere mit dem Gefühl von Freiheit füllen.

Als meine Gedanken wieder gelandet waren, beugte ich mich nach vorne und öffnete meine Post. Einer der Briefe war von meiner Bank:

„Herr Mehrens, verändern Sie etwas, um noch sorgenfreier durchs Leben zu gehen.“ Ich zog verwundert meine Augenbrauen nach oben und las den Rest des Briefes. Das Schreiben informierte mich darüber, dass ich nun ein sogenannter Premiumkunde war und Anspruch auf ein besseres Kontomodell hätte. Ein Premiumkunde? Ich hatte keine Ahnung, was das bedeutete und drehte den Brief um. Auf der Rückseite war eine Aufstellung meiner Einlagen bei der Bank. Mein Kontostand hatte die 250000 Euro-Marke überschritten. Ich ließ das Schreiben auf den Tisch fallen und schüttelte ungläubig den Kopf.

„250000 Euro“, flüsterte ich, „eine Viertelmillion.“ Mir war bewusst, dass ich in den letzten acht Jahren am Fließband immer mehr Geld angespart hatte, aber mit so viel hätte ich nicht gerechnet. Mit diesem Geld hätte ich drei Pilotenausbildungen finanzieren können. Und doch saß ich noch immer hier und flog lediglich in meinen Träumen. Ich schaute nach oben zur tapezierten Decke meines

Übersprungen

Wohnzimmers und stellte mir vor, wie die Wolken an mir vorbeiziehen würden. So, als würde ich wie ein Adler durch die Lüfte segeln.

„Leon, denk dran, am Ende von Phase 1 des Bosskampfes *Feuersturm* zu zaubern und anschließend *Drachenatem* zu unterbrechen“, erklärte Gottwald, als ich mich eine Stunde später zu meinen Onlinefreunden gesellt hatte. Ich verbrachte meine Abende fast immer mit ihm und meinen zwei weiteren Freunden Ralf und Rudi. Zumindest mit ihren Stimmen in meinen Kopfhörern, da wir alle an verschiedenen Orten Deutschlands lebten. Gottwald war unser Gildeleiter und befand sich bereits im Ruhestand. Ralf programmierte für eine große IT-Firma und Rudi studierte Maschinenbau. Obwohl wir uns noch nie im echten Leben getroffen hatten, waren wir stets füreinander da und retteten gemeinsam die Welt. Nicht unsere reale Welt, aber in meiner Fantasie fühlte es sich genauso an. Wir hatten uns alle in dem Online-Rollenspiel *World of Lorecraft* kennengelernt und kämpften jeden Tag gemeinsam gegen feuerspuckende Drachen, fünfköpfige Schlangen oder andere Fantasiewesen.

„Sagt mal“, begann Rudi, „sollten wir vielleicht endlich mal etwas verändern?“

Hatte er das wirklich gesagt? Warum fühlte es sich so an, als würde mir heute überall Veränderung über den Weg laufen? Oder bildete ich mir das nur ein? „Ehrlich gesagt ...“, stammelte ich, als Rudi mich unterbrach.

„Ich spiele jetzt schon seit drei Jahren Heiler und würde wirklich gerne mal wechseln. Ich hätte echt mal eine Veränderung nötig“, sagte er und ließ mich verstummen.

„Stell dich nicht so an. Heiler sind wichtig. Also denk gar nicht erst dran. Wir brauchen dich. Aber mal was anderes. Was geht bei euch so nächste Woche ab?“, fragte Ralf. „Am Mittwoch bin ich beim Zocken

raus, da geht mein Bruder heiraten. Und wisst ihr, was das Schlimmste ist? Der Hochzeitssong von denen ist *Ed Sheeran – Perfect*. Was macht Liebe nur mit Menschen?“ Selbst wenn seine Frage nicht rhetorisch gewesen wäre, hätte ich sie nicht beantworten können. Ich hatte bisher noch keine Beziehung geführt und der einzige Ort, an dem ich romantische Tänze mit meiner großen Liebe aufführte, waren meine Gedanken.

„Ihr solltet froh sein, dass ihr in eurem Alter noch Hochzeiten zu feiern habt. Ein alter Sack wie ich wird auf sowas nicht mehr eingeladen“, antwortete Gottwald und lachte.

„Ich habe am Mittwoch einen Drittversuch im Fach ‚Produktion‘“, fügte Rudi hinzu, „die Klausuren sind sowas von unfair. Wenn ich das nicht schaffe, muss ich mein Studium abbrechen und meine Eltern werden mich rausschmeißen. Aber das wird schon irgendwie. Und du Leon? Irgendwelche Pläne?“

Ich hatte nichts vor und generell auch selten Pläne. Zumindest Pläne im Sinne von „Ich kann heute Abend nicht mit euch spielen, weil ich etwas anderes vorhabe.“ Die Ausnahmen hiervon waren Probleme mit meiner Internetleitung, Jahrhundertstürme oder Wartungsarbeiten am Server unseres Onlinespiels – solche Dinge eben.

„Ich habe nicht wirklich was geplant“, antwortete ich und schloss mich kurz darauf den Jubelschreien der anderen an. Wir hatten nach knapp 20 Versuchen endlich die dreiköpfige Feuerhydra besiegt.

Nachdem wir uns gegen Mitternacht verabschiedet hatten, lag ich mit meinem Handy auf dem Bett. Vor dem Einschlafen führte ich abwechselnd politische Diskussionen in Onlineforen, kommentierte lustige Tiervideos und wischte durch die Social-Media Beiträge all der Menschen, die ich meistens noch nicht einmal kannte. Dann stieß ich auf ein Video, das ich bisher noch nie gesehen hatte. Eine Katze im Piratenkostüm saß auf einem Staubsaugroboter und fuhr zu dem

Titelsong von *Fluch der Karibik* durch ein Zimmer.

„Yarr, I was a pirate, but they kicked meowt“, kommentierte ich unter dem *Facebook*-Beitrag und schloss meine Augen.

Nein, sorg dich nicht um mich

Du weißt, ich liebe das Leben

Mein Handyalarm weckte mich wie jeden Morgen mit dem Refrain des bekannten Songs von Vicky Leandros.

Und weine ich manchmal noch um dich ...

Es war der Lieblingssong meiner Mutter und er erinnerte mich an meine sorglose Kindheit. Damals machte ich mir noch keine Gedanken um Entscheidungen und mein weiteres Leben, sondern ich lebte es einfach. Zudem war es eines der Lieder, die mich beim Aufwachen die Stille um mich herum vergessen ließen. Auf der Arbeit lenkten mich meine Kollegen ab, auf dem Heimweg waren es Diskussionen anderer Fahrgäste, abends dann meine Onlinefreunde und nachts wog mich stets eine TV-Dokumentation in den Schlaf. Aber beim Aufwachen war es ruhig. Morgens konnte mich nichts und niemand davon ablenken, was ich im tiefsten Inneren fühlte: Eine eigenartige, dumpfe Leere.

... Das geht vorüber sicherlich

Was tragen die Menschen in der Mongolei wohl für Kleidung? Ist es dort warm oder frieren die Leute? Vielleicht tragen die Adlerjäger genau deshalb dicke Tierfelle um ihre Körper. Auf einmal spürte ich einen stechenden Schmerz an meiner linken Schläfe.

„Wach auf, du Idiot“, schrie Achim und spuckte dabei die Hälfte seines Mettbrötchens auf den vergilbten Tisch in unserem Pausenraum. „Du bist echt unheimlich, wenn du mit offenen Augen träumst. Komm jetzt, die Pause ist vorbei.“ Statt mich einfach wachzurütteln, warf mein Arbeitskollege mit Gegenständen nach mir. Am Ende weckte mich ein fliegender Bleistift und Achim bejubelte zufrieden seinen erfolgreichen Wurf. Glücklicherweise hätte er sich bewegen müssen, um Gegenstände zu erreichen, die mich ernsthaft verletzt hätten. Und unnötige Bewegung vermied Achim so gut es ging – vor allem nach zwei Mettbrötchen samt Zwiebeln und Maggi-Würze.

Ich hätte ihm gerne gesagt, dass er aufhören soll, mich mit Dingen zu bewerfen, doch was hätte das schon gebracht. Achim hätte mich bestimmt ausgelacht und dann einen weiteren Stift geworfen. Laut meiner Freunde war ich bei Konflikten wie Strom: Ich ging stets den Weg des geringsten Widerstandes.

Kurz darauf stand ich vor meinem Arbeitsplatz, Nummer 28. Meine Aufgabe war es, zwei Schrauben in einen Automotor zu drehen, der auf einem Fließband an mir vorbeilief. Drehen, prüfen, Knopf drücken. Drehen, prüfen, Knopf drücken. Meine Arbeit erfüllte mich zwar nicht, aber sie war schließlich auch nur eine vorübergehende Lösung, bis ich bald genügend Geld für meine Ausbildung angespart haben würde. Doch nachdem ich den Brief meiner Bank geöffnet hatte, wurde mir immer mehr bewusst, dass meine vorübergehende Lösung in Wirklichkeit eine langfristige Ausrede war. Warum war ich immer noch hier? Mit jeder Schraube, die ich heute drehte, zog diese Frage wie ein Blitz durch meinen Körper. War es wirklich mein Traum, Pilot zu werden, oder träumte ich nur vom Fliegen, damit ich überhaupt von irgendetwas träumen konnte?

„Feierabend“, hallte es durch die Halle unserer Fabrik.



„Tschüss Achim, bis morgen.“

„Morgen ist Sonntag, du Pfeife. Da ist frei. Tschö.“

Zurück an meiner Wohnung fand ich dieses Mal zwei Umschläge im Briefkasten. Im ersten Brief informierte man mich über meine exzellenten Blutwerte, und im zweiten befand sich der Flyer einer Reiseagentur. Auf ihm waren verschiedene Bilder von Palmen, Sanddünen, Kamelen und schneebedeckten Berggipfeln zu sehen. Darunter stand ein einprägsamer Slogan: „Mehr Abenteuer. Mehr Erinnerungen. Mehr Leben.“ Auf der Rückseite wurde das Angebot der Reiseagentur etwas konkreter. „Eine atemberaubende Safari durch die Wüstenlandschaft Namibias, eine historische Reise durch das antike Rom und eine ...“ Ich stockte kurz und stieß einen lauten Seufzer aus, „... eine abenteuerliche Expedition durch die Mongolei.“

„In Ordnung“, sagte ich mit sarkastischem Unterton zu dem blauen Himmel, den ich von der Couch aus durch mein Wohnzimmerfenster sehen konnte, „falls du, wer auch immer du bist, mir wirklich ein Zeichen geben möchtest, dann ...“ Ich hielt die Luft an. Mit wem redete ich hier überhaupt? Ich schüttelte meinen Kopf, legte den Flyer in die Küche auf den Altpapierstapel und gesellte mich zu meinen Onlinefreunden.

„*Zorn des Feuers*, Leon, denk dran, *Zorn des Feuers* zu zaubern. Und schluck deinen Stärketränk“, erinnerte mich Gottwald.

„Sagt mal“, begann ich zögerlich, „war von euch zufällig mal jemand in der Mongolei?“

„Reisen“, antwortete Ralf und lachte, „da hätte ich viel zu viel Angst, ausgeraubt zu werden oder mir irgendeine Krankheit einzufangen. Schaut mal *Dr. House*. Ihr glaubt nicht, was es alles für krassen Scheiß gibt.“

„Ich möchte nach dem Studium irgendwann mal verreisen“, fügte

Rudi hinzu, „aber dafür muss ich zuerst die Klausur bestehen.“

„Ich wäre froh, wenn ich noch große Reisen machen könnte, aber dafür bin ich zu alt“, erklärte Gottwald, „warum fragst du, Leon? Möchtest du verreisen?“

„Ähm, nur so. Irgendwie waren die letzten zwei Tage etwas eigenartig.“ Ich räusperte mich verlegen. „Das klingt jetzt dämlich, aber es fühlt sich fast so an, als würde mir mein Leben momentan irgendwelche Zeichen geben.“

„Zeichen?“, schoss es aus Ralf heraus, „so, wie bei *Breaking Bad*? Wirst du jetzt Drogenbaron und verdienst damit ein Vermögen?“

„Bitte was?“, antwortete ich. Ein Drogenhändler war so ziemlich das Letzte, das mir in den Kopf gekommen wäre. Mein schlechtes Gewissen würde mich umbringen. Ich fühlte mich sogar schlecht und entschuldigte mich, wenn andere an der Supermarktkasse hinter mir warten mussten, weil ich mein Gemüse falsch abgewogen hatte. „Nein, ein Zeichen dafür, mein Leben zu ändern.“

„Nun ja, ich glaube ja an Zeichen. Habe ich euch mal erzählt, wie ich meine Ehefrau kennengelernt hatte?“, begann Gottwald. „Ich stand vor einer Bar und sah diese wunderschöne Frau. Dann sagte ich zu Gott, dass er mir ein Zeichen geben soll, falls sie die Richtige ist. Ich sagte, er soll Feuer regnen lassen. Und auf einmal ging ein Feuerwerk los und Feuer regnete. Ich bekam ein Zeichen. Verrückt, oder?“

„Warte, hattest du nicht erzählt, dass ihr euch an Silvester kennengelernt hattet?“, fragte Rudi.

„Ja“, antwortete Gottwald und hustete leise, „schon.“

Als wir eine kleine Pause einlegten, ging ich zu meinem Schlafzimmerfenster und schaute nach draußen in die Dunkelheit. „Okay“, flüsterte ich und rollte meine Augen, „gib mir ein weiteres Zeichen und ich werde etwas verändern. Zeig mir auch Feuer.“ Mein Atem

stockte und ich hielt mich am Fensterrahmen fest, um nicht umzukippen.

„Unmöglich“, seufzte ich und rieb mir durchs Gesicht. Auf dem Hügel hinter meinem Haus brannte ein kleines Feuer. Es erinnerte mich erneut an die Geschichte von König Edward. War das wirklich mein Zeichen? Wie von selbst lag ich auf einmal wieder in meinem Kinderbett und lauschte erneut der sanften Stimme meiner Mutter.

*... Und so verließ er das Schloss im Schutze der Nacht und flog in einen nahegelegenen Wald, um dort die Eule Eurenikus zu treffen.*

*„Uhu, das ist aber ein unerwarteter Besucher. Was führt einen Adler an diesen verbotenen Ort, König Edward?“*

*„In den Legenden heißt es, dass du jeden Wunsch erfüllen kannst. Ich bin hier, um deine Hilfe zu erbitten. Ich bin verliebt und ich möchte meiner Liebe eine Chance geben. Ich wünsche mir, dass sie in mir das Lebewesen sieht, das ich wirklich bin und nicht den König der Adler.“*

*„Uhu, die Liebe, ein ganz neuartiger Wunsch, uhu. Dennoch ehrenwert. Du hättest dir, wie alle anderen zuvor, auch einfach wünschen können, dass sie sich in dich verliebt. Aber das hast du nicht. Nun, du weißt, dass jeder Wunsch mit einem Opfer kommt, uhu? Wenn ich dir das gebe, was dir am wichtigsten ist, werde ich dir das nehmen, was dir am zweitwichtigsten ist. Quid pro quu. Falls du damit einverstanden sein solltest, muss du nur das Zauberwort sprechen: Hokuspuhukus.“*

*König Edward wusste, dass er sich mit der Eule Eurenikus niemals auf einen Handel einlassen durfte, aber blind von Liebe sprach er das Wort, das alles verändern sollte.*

*„Hokuspuhukus.“*

*Erst folgte ein lauter Donnerschlag, dann ein grelles Licht – und als Edward die Augen wieder öffnen konnte, war die Eule Eurenikus bereits verschwunden. Während er sich fragte, ob der Zauber wohl erfolgreich war, breitete er seine Flügel aus, stieß sich vom Boden ab*

*und fiel kopfüber auf den mit Laub bedeckten Waldboden. König Edward schlug wild mit den Flügeln, sprang verzweifelt umher und landete ein ums andere Mal auf der kühlen Erde. „Ich nehme dir im Gegenzug das zweitwichtigste“, murmelte er. „Eurenikus hat mir die Fähigkeit zum Fliegen genommen.“*

*So stapfte König Edward verloren über Felder, Wiesen und Hügel. Ohne zu fliegen, konnte er sein Königreich und somit seine große Liebe nicht erreichen. Mittlerweile hätte ihn dort wohl sowieso niemand mehr erkannt, weil sein Federkleid durch den anhaltenden Regen nun braun wie die Erde und völlig zerzaust war.*

*Sekunden wurden zu Stunden und Tage wurden zu Wochen, bis Edward eines Abends inmitten eines Hügels ein loderndes Feuer sah. Ein warmes Licht, umgeben von völliger Dunkelheit.*

Plötzlich klingelte mein Handy. Es war unser Gildenführer Gottwald und sein Anruf riss mich zurück in die Realität.

„Leon, ist alles in Ordnung? Durch dein Headset hört man laute Sirenen.“

Ein wenig später lag ich wieder auf meinem Bett und beobachtete das blaue Leuchten der Sirenen auf der Zimmerdecke. Ab und an hörte ich auch laute Rufe der Feuerwehrleute. Was passierte hier gerade? Das Magazin im Warteraum, der Brief der Bank, der Reiseflyer und nun auch noch das Feuer. Konnte das wirklich alles ein großer Zufall sein? Ich schloss meine Augen und sah wieder König Edward aus der Kindergeschichte, wie er verloren über die Felder stapfte, kurz bevor sich sein ganzes Leben verändern sollte. Musste auch ich meinen Traum vom Fliegen aufgeben, um wirklich glücklich zu werden?

# MEHR

In der folgenden Woche fühlte ich mich innerlich hin- und hergerissen. Es gab Momente, in denen ich mir sicher war, dass mir das Universum ein Zeichen gegeben hatte. Aber in anderen meldete sich die Vernunft und warnte mich davor, eine voreilige Entscheidung zu treffen. Manchmal träumte ich davon, die Adlerjäger in der Mongolei zu bestaunen und ihnen die Hand zu reichen. Aber dann folgten Träume, in denen alles schiefging, mir mein Gepäck geklaut wurde und ich in einer einsamen Zelle verendete. Egal, wie sehr ich mir den Kopf zerbrach, ich konnte mich einfach nicht entscheiden.

An einem ganz normalen Samstagmittag wurde ich aus dem Pausenraum zu meinem Chef zitiert, während Achim ganz gewöhnlich sein Mettbrötchen verschlang.

„Herr Mehrens, es tut mir sehr leid. Ihre Stelle wird abgebaut, da die Aufgabe zukünftig von einer Maschine übernommen werden wird. Aber ein Mann mit ihren Qualifikationen wird sicherlich schnell eine neue Arbeit finden. Sie brauchen ab sofort nicht mehr zu kommen, doch ihr Gehalt wird ...“

Während die restlichen Worte meines Chefs an mir vorbeihallten, war ich zunächst enttäuscht, doch dann spürte ich erneut dieses Kribbeln im Bauch. So wie drei Wochen zuvor im Wartezimmer des Arztes, als ich auf den Adler starrte. Ich spürte, wie meine Mundwinkel sich nach oben zogen und wie dieser kleine Schubs den Stein langsam ins Rollen brachte. Ich nickte, drehte noch ein letztes Mal Schrauben in Automotoren und verabschiedete mich schließlich von meinem Arbeitskollegen, mit dem ich mir acht Jahre lang einen Pausenraum geteilt hatte.

„Hey, Achim“, sagte ich, als wir uns gemeinsam zum Drehkreuz

unserer Firma bewegten, „ich möchte mich verabschieden. Ich werde ab morgen nicht mehr hier arbeiten.“

„Morgen ist Sonntag, du Pfeife. Da ist frei. Tschö.“

Ich blieb kurz stehen und schaute ihm mit weit aufgerissenen Augen hinterher. Hatte Achim mir eigentlich jemals richtig zugehört? Aber das sollte nun alles keine Rolle mehr spielen, da ich bereit war, mein Leben umzukrempeln.

Im Laufe der weiteren Wochen setzte ich meine Pläne langsam, aber zielstrebig in die Tat um und beschäftigte mich hauptsächlich mit einer existentiellen Frage: „Wie bereitet man sich auf eine Reise vor.“ Glücklicherweise lebten wir in einer Welt, in der die *Google*-Suche so ziemlich jede Frage beantworten konnte. Ich schaute mir Reisevideos an und wischte durch Blogbeiträge von Personen, die schon seit Ewigkeiten unterwegs waren. Mit jedem dieser Erfahrungsberichte wurde ich in meinem Vorhaben bestärkt. Nicht nur, weil sie überwiegend positiv waren, sondern weil sie mir eine wichtige Sache klar machten: Es war völlig normal, Ängste und Zweifel zu haben. Sie alle hatten zu Beginn ihrer Reise mit Unsicherheiten zu kämpfen, aber sie waren dennoch aufgebrochen und im Nachhinein froh, es getan zu haben. Abgesehen von ihren Erfahrungen stieß ich bei meiner Recherche auf einen interessanten Ratschlag. Man solle sich vor der Reise eine kleine Liste machen: „*Drei Dinge, die du auf deiner Reise gerne finden möchtest.*“

Wenig später saß ich vor einem leerten Stück Papier und mit einem Kugelschreiber in der Hand auf der Couch in meinem Wohnzimmer und dachte nach. Das erste Wort war recht schnell geschrieben: *Mut*. Doch dann stockte ich. In der folgenden Stunde landeten immer neue Wörter auf meinem Blatt: *Abenteuer, Selbstbewusstsein, weniger Ängste, Liebe, Glück, Zufriedenheit, Freiheit*. Doch mit jedem neuen

Wort, das ich dazuschrieb, wurde ein anderes wieder durchgestrichen. Solange, bis ich das Stück Papier zusammenknüllte und frustriert auf die andere Seite des Tisches warf. Wie konnte ich etwas finden, wenn ich noch nicht mal entscheiden konnte, wonach ich überhaupt suchte? Als ich mit herunterhängendem Kopf in die Küche ging und auf den Kaffeevollautomaten drückte, fiel mein Blick auf die Werbung der Reiseagentur. Sie lag bei den anderen Briefen auf einem Stapel neben der Mikrowelle.

„Mehr Abenteuer. Mehr Erinnerungen. Mehr Leben.“ Der Slogan hallte wie ein Echo durch meinen Kopf, und meine Tasse füllte sich immer weiter mit Kaffee. Während sie langsam überlief, rannte ich zurück ins Wohnzimmer, riss ein neues Blatt Papier von meinem Schreibblock und schrieb ein einziges, großes Wort darauf: MEHR

Nachdem ich den übergelaufenen Kaffee aufgewischt hatte, musste ich mich mit wesentlich weniger philosophischen Fragen beschäftigen. Wie wollte ich in die Mongolei kommen? Ich hätte mich in ein Flugzeug setzen und ohne Zwischenlandung in die Hauptstadt der Mongolei fliegen können. Mittlerweile wusste ich sogar, dass sie Ulaanbaatar hieß. Aber sämtliche Reisende waren sich darin einig, dass der Weg oft wichtiger als das Ziel war. Besonders, wenn es darum ging, neue Dinge über sich selbst zu lernen. Außerdem waren wohl schon tausende Deutsche von hier über Land in die Mongolei gereist. Zumindest spuckte das die *Google*-Suchmaschine aus. Viele von ihnen sogar per Anhalter – und die meisten dieser Personen kamen tatsächlich an.

Die nächsten Tage zogen nur so an mir vorbei. Ich machte Besorgungen, kümmerte mich um bürokratische Dinge und fütterte die Suchmaschine mit ständig neuen Fragen:

„Busse online buchen ...  
... wie kann man auf dem Handy ohne Internet Straßenkarten  
benutzen ...  
... Impfungen fürs Ausland ...  
... Impfungen fürs Ausland ohne Verschwörungstheorien ...  
... lustige Katzenvideos ...  
... Bettwanzen ...  
... Wie wird man die Angst vor Bettwanzen wieder los? ...  
... internationale Steckdosenadapter ...  
... die besten Zelte zum Reisen ...  
... die besten günstigen Zelte zum Reisen ...  
... *Decathlon* in der Nähe von Frankfurt ...  
... Wie kommt man im Ausland an Geld? ...  
... Sonderkündigung Handyvertrag ...  
... Murphys Gesetz ...  
... Dinge, die man beim Reisen immer vergisst ...  
... Reisebingo? ...“

Letzteres war ein Spiel, auf das ich bei meiner Recherche gestoßen war. Man versuchte, auf einem quadratischen Feld Reihen zu füllen. Statt Zahlen standen in den einzelnen Feldern jedoch Dinge, die einem beim Reisen früher oder später passieren könnten. Beispielsweise schnarchende Zimmernachbarn, Personen, die nach Cannabis fragen, oder auch Taxifahrer, von denen man viel zu hohe Preise berechnet bekam. Mein rechtes Bein begann unkontrolliert auf und ab zu wippen. Wie viele Felder würde ich wohl im Laufe meiner Reise durchstreichen können? Was würde ich alles erleben?

Schneller, als es mir lieb gewesen wäre, gab es nur noch eine große Sache, die ich vor meiner Abreise erledigen wollte. Es war an der Zeit, mich zu verabschieden. Zuerst sprach ich mit meinen



Onlinefreunden, die in unserem Spiel eine kleine Abschiedsfeier organisiert hatten. Unsere Charaktere saßen vor einem riesigen Wasserfall, hatten ihre Rüstungen gegen Stofffoben eingetauscht und stießen mit Stärketränken auf mein Vorhaben an. Ralf konnte den Sinn meiner Reise zwar noch immer nicht ganz verstehen, aber er wünschte mir gutes Gelingen. Rudi, der seine Klausur erfreulicherweise bestanden hatte, wollte, dass ich wieder heil zurückkomme. Und Gottwald wünschte mir viele tolle Begegnungen. Außerdem versicherte er mir, dass in unserer gemeinsamen Onlinewelt immer ein Platz für mich bereitstehen würde.

Am Morgen meiner Abreise frühstückte ich mit meinen Eltern und gab meiner Mutter eine lange Umarmung.

„Habe ganz viel Spaß. Und schick mir bitte ganz viele Bilder“, sagte sie.

Mein Vater verabschiedete sich mit einem festen Händedruck und klopfte mir ermutigend auf die Schulter. Er war zwar nicht glücklich darüber, dass ich meinen Job gekündigt hatte, aber er bestärkte mich in meiner Entscheidung.

„Ich bin stolz auf dich, Leonard. Pass bitte auf dich auf.“ Er strahlte mich an, küsste meine Mutter auf die Wange und meinte: „Schau nur, Schatz, was wir für einen mutigen Sohn haben.“ Während sie mir mit feuchten Augen hinterhersahen, warf ich mir den Rucksack über die Schultern und sprang die letzten Stufen ihrer Treppe nach unten. Es war vielleicht nur ein kleiner Sprung für die Menschheit, doch für mich war es der Sprung ins Abenteuer meines Lebens.

Vor meinen Augen türmte sich ein blockförmiges Parkhaus auf, dessen Seitenwände aus Gitterstäben bestanden. Zu meiner Linken blickte ich auf die knallroten Fensterrahmen des Eingangsbereiches vom *Toyoko-Inn* Hotel und zu meiner Rechten standen mehrere

giftgrüne Reisebusse Schlange. Wie oft hatte ich mich bereits über das knallrote Design des *Toyoko-Inns* gewundert und wie oft hatte ich mich über die Farbwahl der Busse amüsiert. Doch heute sah ich alles mit anderen Augen. Ich stand gerade am Frankfurter Bahnhof und war kurz davor, meine Pläne tatsächlich in die Tat umzusetzen. Meine Knie waren weich, meine Hände schwitzten und ich behielt meinen Rucksack auf dem Rücken, um ihn nicht vor lauter Aufregung zu vergessen. Die letzten fünf Wochen waren in rasender Geschwindigkeit an mir vorbeigeflogen. Und ähnlich schnell verging auch die Stunde bis zu meiner Abfahrtszeit.

„Achtung. Der Bus Richtung Slowenien fährt an Terminal 2 ein.“ Es war mein Bus und der von unzähligen Fremden, die sich um die Schiebetür scharten. Im Gegensatz zu mir hatte niemand sein Ticket ausgedruckt. Stattdessen zogen sie routiniert ihre Handys aus der Tasche und hielten sie dem Busfahrer entgegen. Ich reichte einem der Mitarbeiter meinen Rucksack, und nachdem er ihn in den Kofferraum gepackt hatte, stellte ich mich als Letzter in die Schlange.

Als ich die schmalen Treppenstufen des Busses bewältigt hatte, versuchte ich den Sitzplatz zu finden, der auf meinem Ticket ausgedruckt war. Während mein Blick verloren durch den Bus schweifte und nach den Sitznummern suchte, tippte mir jemand auf die rechte Schulter und zeigte auf die Gepäckablagen über den Sitzen.

„Danke ... ähm, thank you“, antwortete ich und wusste nun, wo die Nummern zu finden waren. Die Unbekannte nickte mir zu und drückte sich an mir vorbei.

Ich nahm Platz, atmete erleichtert aus und spürte, wie der Bus sich in Bewegung setzte und meinen Sitz vibrieren ließ. Um mich herum saßen viele Menschen, von denen die meisten entweder schliefen, Musik hörten oder beides gleichzeitig taten. Es roch nach einer Mischung aus kaltem Schweiß und Toilettenchemikalien, und

meine Beine stießen bei jeder Kurve gegen den Vordersitz. Aber heute störte mich das alles nicht. Heute war ich einfach nur stolz darauf, diesen Schritt gegangen zu sein. Heute sah ich wirklich alles mit anderen Augen.